

KULTUR-KOLUMNE

Schreibwerkstätten: Poetische Räume entdecken



Von
**José F.A.
OLIVER**

Eine meiner großen Leidenschaften sind Schreibwerkstätten mit Schülerinnen und Schülern. Manchmal lautet der Titel meiner Werkstattangebote schlicht und einfach: „Komm, erzähl mir deine Geschichte!“ Es ist beglückend, Kinder und Jugendliche zu erleben, wie sie dabei Vertrauen in ihr eigenes Sprechen schöpfen und poetische Räume entdecken. Schließlich vom Sprechen ins Schreiben kommen. Erst vor kurzem sagte ein Jugendlicher in einer Schreibwerkstatt, die ich für eine von mir sehr geschätzte Kollegin an einer Schule in Hessen vermittelt hatte, völlig begeistert: „Ah, ich verstehe. Wir schreiben unser Leben, und das Leben schreibt uns (mit).“ Eine wunderbare Erkenntnis. Sich selbst zu schreiben und auf diese Art und Weise die anderen mit zu schreiben.

Allein durch diese ins Wesentliche treffende Aussage sind wir schon inmitten der Auseinandersetzung um Sprache. Lässt man sich bewusst auf sie ein, offenbart sie oft Ungeahntes. Sie skizziert, was in uns ist; spürt nach, was uns umgibt. Öffnet sich dem Dialog, nimmt die Anderen wahr. Vielleicht das Wichtigste, was zu erreichen wäre: ein Miteinander-Sprechen und die anderen wahrnehmen. Das ist beileibe nicht immer leicht, bisweilen kann es eine Last entblößen; aber oft, das

habe ich vielerorts erfahren, sind es auch schön-mutige Überraschungen, die im Wort geborgen werden. Eine Perspektive, die sich aus vielen Perspektiven nährt.

Ich glaube, dass das Gespräch nie abreißen sollte. Und: man kann lernen, miteinander zu sprechen. Eine der Voraussetzungen hierfür ist das Zuhören. Erst wenn ich höre, was der andere sagt, kann ich darauf eingehen. Kann ich auf die anderen zugehen. Indem ich höre. Zuhöre. Ich nehme die Sätze des Schülers, die ich zitiert habe, deshalb sehr ernst. Sie begleiten mich. Vielleicht auch deshalb, weil sie mich schon immer begleitet haben, auch wenn ich sie erst jetzt wieder in ihrer wirksamen Bedeutung begreife, weil sie ein anderer ausgesprochen hat. In irgendeinem Klassenzimmer. An irgendeinem Tag. Und doch ist es nicht irgendein Klassenzimmer, ist es nicht irgendein Tag.

Neue Dimension

Sind es nicht irgendwelche Tage. Zurzeit. Sprache setzt Sprache frei und leiht sich Gedächtnisse, prägt damit mein eigenes. Ich denke an Ingeborg Bachmann und an einen Satz, der mich auch begleitet, seit ich ihn zum ersten Mal gelesen habe. Vor Jahren. Jetzt erfährt er eine neue Dimension. „Neu“ trifft es nicht ganz. Vielleicht sollte ich schreiben, „er trifft wieder zu.“ Oder: „Er hat noch nie aufgehört, wahr zu sein. Trifft immer zu.“ Auch Sie kennen den Satz der großen österreichischen Lyrikerin und Erzählerin wahrscheinlich: „Das Unerhörte ist alltäglich geworden“. Ich frage mich, worüber schreiben dieser

Tage? Es ist eine Herausforderung. Die Betonung sei auf das Wort „fordern“ gelegt. Ich fordere Sprache. Ich fordere ein Sprechen.

Immer häufiger höre ich seit dem 24. Februar von Schülerinnen und Schülern die Sätze „Ich weiß nicht, was ich schreiben soll!“ Oder: „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Wo und wie?“ Ich kenne diese Fragen aus früheren Zeiten. Doch damals, vor dem 24. Februar, hatten sie, so vermute ich, nein, eigentlich weiß ich es, zum Teil eine andere Bedeutung. Es war eher die Furcht oder die Angst, vor einem, vor „dem“ weißen Blatt zu sitzen und nicht zu wissen, was „richtig“ oder „falsch“ sein könnte, um im Jargon zu bleiben. Die Angst, Erwartungen nicht zu erfüllen, die Furcht zu versagen. Die beiden Wörter sitzen tief – „richtig“ oder „falsch“.

Es ist keine Hilflosigkeit, wenn ich dann erwidere: „Sehr gut! Schreib genau diese Sätze auf. Erzähl, dass du nicht weißt, was du schreiben sollst!“ Das ist schon ein Anfang. Schreiben entsteht auch beim Schreiben. Vielleicht geht es deshalb auch nicht um ein „sollen“. Vielleicht wäre es besser zu sagen: „Du musst nicht, du darfst! Du darfst auch in Sprache sein. Du darfst sprechen.“ Um sogleich anzuhängen und eine Bitte zu äußern: „Bitte sprich! Du musst sprechen, weil du sprechen darfst!“ Es hört sich so altklug an und ist es doch nicht. Es gibt Erkenntnisse, die man sich immer wieder vor Augen führen sollte, indem man sie ausspricht. Beispielsweise die Gewissheit, dass nichts selbstverständlich ist. Dass man um das Selbstverständliche, das vermeintlich Selbstverständliche,

jeden Tag von Neuem ringen muss. Oder doch „darf“. Noch „darf“?

Als ich Schüler war, sagte mir einmal ein mir wohlgesonnener älterer Herr, der die Sprache und die Sprachen ebenso leidenschaftlich als Geschenk wahrnahm wie ich: „José, die Demokratie ist die angreifbarste aller politischen Gesellschaftssysteme! Wir müssen sie jeden Tag aufs Neue gestalten, erfinden und verteidigen!“ Ich ahnte, wie wichtig das war, was er mir seinerzeit mit auf den Weg gab. Die Verteidigung der Sprache ist auch die Verteidigung unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Sprache ist Sozialarbeit

Irgendwann wurde mir klar: Sprache ist Sozialarbeit. Ein Wirken und Mitwirken. Schreiben bedeutet Verantwortung. In der Verantwortung offenbart sich die Antwort. Die Antwort birgt das Wort. Ich hoffe, dass bei einigen Kolleginnen und Kollegen, die im Augenblick sagen, dass sie nicht mehr schreiben können, wieder die Ruhe einkehrt, um ihrer Berufung nachzugehen und in ihre eigenen Schreibwerkstätten zurückzufinden. Dieser Tage mehr denn je. Weil uns das Leben mitschreibt und das Unerhörte nicht alltäglich werden darf. Wir müssen dem Krieg immer wieder die Sprach-Stirn bieten. Auch im Widerspruch. Vielleicht besonders im Wieder- und Widersprechen.

Bis bald!